Morgen-Ausgabe.

Das
„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Es ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. — Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis
beträgt mit dem illustr. Blätter „Ill.“, der „Deutschen Lesehalle“ u. den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährl. 5 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 M. 75 Pf. (bei separ. Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pro Quartal. — Inserate, à Zeile 30 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 20 Pf.), werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 269. **Berlin, Sonntag, den 12. Juni 1881.** **X Jahrgang.**

Bismarck und Gambetta.

In Deutschland und in Frankreich läuft in diesem Sommer das Mandat der Volksvertretung ab. Die beiden großen Staaten des allgemeinen Stimmrechts gehen einem erbitterten Wahlkampfe entgegen. Wenn nur die durch die schweren Rüstungen heraufbeschworene und erhaltene wirthschaftliche Noth, wenn nur die hierdurch entstandene Unzufriedenheit, wenn endlich nur die politischen Gegensätze bei dem Wahlstreite in Frage kämen, so würde derselbe voraussichtlich eine geringere Erhitzung der Gemüther erzeugen, als dies thatsächlich schon jetzt der Fall ist. Die Signatur des Kampfes kündigt sich als eine wesentlich andere an. In Frankreich wie in Deutschland treten die blinden Anhänger je eines mächtigen Mannes auf und erklären, daß ein Vertrauensvotum für eben diesen Mann durch ihre Wahl gegeben werden solle.

Fürst Bismarck hat gesagt, daß zu Zeiten diktatorisch regiert werden müsse, und er hält, dem Anscheine nach, eine solche Zeit für gekommen: aber wohl nur, wenn er selbst der Diktator sein kann, zu dessen Gunsten das Volk abdankt. Gambetta wirft man seit lange vor, daß er eine Art von Diktatur ausübe, ohne irgend ein Staatsamt zu verwalten, auf dem eine Verantwortlichkeit ruht. Die Politik der beiden Männer erleidet hin und wieder Niederlagen, wenn auch der Franzose weit glücklicher darin ist und weit seltener unterliegt, als der deutsche Kanzler. Beide fühlen das Bedürfniß, die Möglichkeit einer wirksamen Opposition zu beseitigen, sie fühlen sich stark genug, aus ihrem Geiste heraus mit unreigensten Ideen die Welt umzugestalten, sie sind der Ueberzeugung, daß die von ihnen neueingerichtete Welt ein Eldorado sein werde, und sie glauben nicht daran, daß ihr Volk wirklich so thöricht sein sollte, sich nicht zum Objekt ihrer Beglückungen machen zu lassen. Nur einzelne ehrgeizige Parlamentarier machen ihnen ihrer Meinung nach Opposition, nicht aber das Volk, das sich gewiß beeilen werde, diese ihre „persönlichen Gegner“ zu beseitigen.

Wenn Jemand offen auftreten und ein Plebiszit zu Gunsten eines deutschen oder französischen Diktators rundweg verlangen würde, so wäre dies allerdings ein verfassungswidriges Verlangen, es hätte jedoch den Vorzug der Ehrlichkeit für sich, und derjenige, der die kühne Forderung stellte, könnte vielleicht sich der Hoffnung auf ein Gelingen derselben nach der alten Erfahrung hingeben, daß das Glück dem Kühnen beisteht. Aber es gehört eine seltene Verblendung dazu, anzunehmen, daß ein ganzes Volk einer Diktatur den Deckmantel des parlamentarischen Wesens selbst umhängen werde. Man kann doch von Niemandem ernstlich glauben, daß er sich eigenhändig ein Æ für ein U vormachen und sich dann einreden wird, daß es doch ein U sei.

Gambetta könnte immerhin noch eher an den Erfolg einer solchen Taktik glauben, als der deutsche Reichskanzler. Frankreich ist Republik, und selbst die freiesten Republiken haben in Zeiten großer Gefahren ein diktatorisches Eingreifen eines Einzelnen sich gefallen lassen, während in Deutschland dasselbe eine Schmälerung der Rechte des Trägers der Krone bedeuten würde. Jenseits der Vogesen ist immer noch ein centralistischer Zug im Fühlen der Leute bestehen geblieben, der sich in der dominirenden Stellung einer bedeutenden Persönlichkeit ebenso, wie in der Centralisirung der Verwaltung oder in der Ausnahmestellung der Stadt Paris dokumentirt. In Deutschland dagegen war es meist der unabhängigen Denkart der Menschen zuwider, sich einfach vor Autoritäten zu beugen, ebenso wie man hier die Selbstverwaltung und die Entwickelung möglichst vieler Eigenarten begünstigte. Gambetta muß der Ansicht sein, daß er die Mehrheit des Volkes auf seiner Seite habe, weil die Mehrheit der Vertreter desselben in der Kammer zu ihm steht: so oft er für eine Sache sich aussprach, wurde dieselbe durch ein großes Mehrheitsvotum des Parlamentes besiegelt. Der einzige Mißerfolg, den er aufzuweisen hat, die Verwerfung des Listenskrutiniums, ist ihm im Senate, nicht in der Volkskammer, zu Theil geworden. Wenn Fürst Bismarck dagegen der Meinung ist, daß das Volk zu ihm und seiner neuen Wirthschaftspolitik stehe, so hat er dafür außer seiner Privatansicht keinerlei Anhaltspunkt. Wohl aber kann er beinahe täglich aus den Beschlüssen und den Verhandlungen der gewählten Vertreter dieses Volkes das Gegentheil sehen. Obgleich die französische Kammer als eine kampflustige Vertretung gegenüber den Uebergriffen der Regierung Mac Mahons gewählt, der deutsche Reichstag aber unter dem Eindruck der Attentate als das versöhnlichste aller Parlamente von den erschreckten, zitternden Wählern nach Berlin geschickt wurde, ist es dahin gekommen, daß dieser Reichstag nicht im Stande ist, mit dem Fürsten Bismarck Gesetze zu machen. Und dennoch glaubt der Kanzler, daß das Volk auf seiner Seite steht!

Alle die Gesetze, auf die er den höchsten Werth zu legen erklärte, sind gefallen. Trotzdem er nicht eben wählerisch in den Majoritäten ist und diese nimmt, wo er sie findet, hat er dennoch nirgends eine gefunden. Die Verfassungsänderung ist abgelehnt, die Brausteuer ist abgelehnt, die Reichsanstalt und der Staatszuschuß bei den Unfallversicherungen ist dahin, und endlich verschwand sogar das Lieblingskind der Kanzlerlaune, der Volkswirthschaftsrath. Nur die Miethssteuervorlage mit ihrem riesigen Objekt von 1200 Mark, wovon beinahe die Hälfte dem Fürsten selbst zu Gute kommt, hat man ihm nicht ablehnen wollen. Und bei diesem Verhalten der unter den für ihn günstigsten Umständen gewählten Volksvertretung kann der Kanzler glauben, daß das Volk seinen Plänen günstig gesinnt ist?

Gambetta hat sich von der Macht seines persönlichen Einflusses jederzeit da überzeugen können, wo er ihn zur Geltung bringen konnte. Derselbe beruht auf der Gewalt der durch eine flammende Beredsamkeit getragenen überzeugenden Gründe, die er für seine Meinung anführt. Das Mittel hat noch nie versagt, und seine Anhänger haben nicht ganz Unrecht, wenn sie seine Diktatur die der Ueberzeugung nennen. Fürst Bismarcks Einfluß beruht auf seiner historischen Persönlichkeit und der grenzenlosen Dankbarkeit des deutschen Volkes. Diese Dankbarkeit hatte sich bis zu einer Art fatalistischen Glaubens gesteigert, und als der Kanzler seine Umwälzungen in der inneren Politik begann, sahen die Leute eine Weile vertrauensselig zu, weil sie glaubten, daß ihm, der so viele Erfolge nach außen erreichte, auch auf anderen Gebieten nichts fehlschlagen könne. Fürst Bismarck sucht nicht, gleich Gambetta, zu überzeugen. Er sagt beispielsweise, daß das Ausland die deutschen Eingangszölle bezahlt, und das muß Jeder ohne Weiteres glauben. Wenn er nun aber eines Tages merken wird, daß die Zahl der Gläubigen recht bedenklich abgenommen hat?

Sein Einfluß beruht ferner auf der Ehrfurcht des Volkes vor seinem greisen Kaiser. Das bekannte „Niemals“ macht es den Konservativen leicht zu sagen, daß der Liberalismus sich vor der Parole „Fort mit Bismarck“ fürchte. Wir wollen eine solche Parole nicht, weil wir nicht persönliche, sondern sachliche Politik treiben, und weil wir nicht die Wähler veranlassen wollen, ein Votum abzugeben, das wie ein Protest gegen ein Wort unseres Kaisers von den Gegnern derschrieen werden könnte.

Gambetta erscheint vor den Franzosen mit einem festen Programm. Wer den ihm befreundeten Kandidaten seine Stimme giebt, kennt genau die Ziele, welche diese sich gesteckt haben und weiß, daß diese Ziele erreichbar sind. Wer in Deutschland die blinden Anhänger des Reichskanzlers wählt, thut einen Schritt ins Ungewisse. Das Programm des Fürsten Bismarck besteht nur aus unklaren, unbestimmt formulirten Versprechungen an all und jede Berufsklasse. Jeder seiner Minister verspricht noch etwas dazu, unbekümmert darum, daß beim Nachrechnen der dazu erforderlichen Summen all die schönen Dinge unmöglich sind. Denn die Arithmetik beruht nicht auf Ansichten, sondern auf Zahlen.

Ein großer Unterschied ist endlich noch zwischen dem deutschen

Ein Kind des Meeres.

Von

Hieronymus Torm.

Der Regenschirm fand seinen Sänger an einem französischen Dichter. „O seltener, o neuer Freund!“ rief der Poet, „du bleibst gegen den gewohnten Brauch verborgen im Winkel stehen, wenn mir die Sonne fröhlich lacht, drängst dich aber sogleich dienstbeflissen hervor, wenn Sturm und Wetter losbrechen.“

Der Regen selbst ist nicht so glücklich, besungen zu werden. In humoristischen Schmähungen höchstens haben die Dichter seiner gedacht, wie Shakespeare, wenn er den Narren in „König Lear“ wehmüthig über den Regen, der da regnet jeglichen Tag, raisonniren läßt. Preisend gedenken seiner nur Leute, die von dichterischer Bethätigung sternenweit entfernt sind, Landwirthe, Droschkenkutscher und Parapluiemacher. In der Stille des Gemüthes aber hat ihn schon Mancher gesegnet, der in einer großen Stadt und mitten in stark bewegter Geselligkeit leben muß. In diesem Falle gewährt der Regen zweifachen Vortheil: er schützt so ziemlich vor überflüssigen und unwillkommenen Besuchen und er giebt einige Sicherheit, Diejenigen, die man gern aufsucht, zu Hause zu treffen.

So dachte der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger, als er sich anschickte, zum ersten Male eine Dame zu besuchen, die ihn — niemals dazu eingeladen hatte. Sie nannte sich Wittwe Ponsereau mit dem Vornamen Hermine, war von unbezweifelbarer Schönheit und etwas angezweifelten Rufe. Einem solchen ist jede Frau ausgesetzt, die, aus der Fremde gekommen, ihre früheren Lebensverhältnisse in Dunkel hüllt und ohne besonders glänzende Empfehlungen an die tonangebenden Kreise der Gesellschaft sich dennoch in dieselben Eingang zu verschaffen sucht.

Bruno Saldinger hatte Hermine Ponsereau in einer Soiree der Finanzwelt kennen gelernt, im Hause des Bankiers Ulmenholz, dessen Vermögen so geachtet war, daß er sich trotz seiner schlechten Erziehung des besten Umgangs erfreute. Er stammte aus einer an den Ufern der See gelegenen Provinz, wo er, noch arm und unbekannt, bei einer Pachtausschreibung der Bernstein-Fischerei das beste, wenn auch noch immer mäßige Anbot gestellt hatte. Denn man war damals von der Wichtigkeit und Ergiebigkeit dieses Handels-Artikels noch nicht unterrichtet und die Regierung froh, ihn überhaupt verwerthen zu können. Als freilich die Zahl der Jahre, für welche der Pachtvertrag geschlossen worden, abgelaufen war und Ulmenholz einen schwunghaften Betrieb in Gang gesetzt hatte, der nach dem Orient bis nach Indien reichte, wobei mächtige Häuser in England die Stützpunkte des Verkehrs waren, da kamen zur Gewinnung des Pachtes kolossal erscheinende Anerbietungen aus der Kaufmannswelt zum Vorschein, um den ursprünglichen Pächter, der, wie man in jener Provinz zu sagen pflegt, tief im Speck saß, aus seiner behaglichen Position zu verdrängen. Er aber stellte ruhig sein Anbot, das zwar den bisherigen Pachtzins unvergleichlich überwog, die Höhe jedoch der von seinen Konkurrenten gemachten Anerbietungen bei weitem nicht erreichte.

Es zeigte sich nun, daß die Regierung nicht gewillt war, gleich einem gewinnsüchtigen Spekulanten, mit Aufopferung des Sachwerthes nur den augenblicklichen Nutzen zu verfolgen. Zunächst hätte der neue Pächter seinem Vorgänger die errichteten Maschinen und Geschäftslokale ablaufen müssen, und es war fraglich, ob der Abgewiesene, der inzwischen ein reicher Mann geworden war, sich willfährig gezeigt hätte, um irgend einen noch so hohen Preis seinem siegreichen Nachfolger hilfreich zu sein. Allein, selbst wenn der Fortgang des Betriebes nicht für lange Zeit unterbrochen gewesen wäre, blieb es zweifelhaft, ob er ohne die geniale Organisationskraft, die ihn bisher geleitet hatte, nicht unrentabelsam und unwiederbringlich zurückgehen würde. In Erwägung alles dessen fiel die Pacht wieder Ulmenholz für eine Reihe von Jahren zu, und erst als dieselben abgelaufen waren, zog er mit seinen großen Reichthümern nach der Hauptstadt und gründete dort ein mächtiges Bankhaus.

An seinem neuen Wohnsitz wunderte man sich allgemein, daß der Mann, dessen große materielle Erfolge auf der Macht seiner geistigen Befähigung zu beruhen schienen, von sehr simpler Beschaffenheit war, sogar mit den Schwächen behaftet, welche in der bürgerlichen Sphäre, zu der er gehörte, dem Mangel an Intelligenz eigen zu sein pflegen. Ulmenholz war eitel, hoffährtig und prahlsüchtig und gab reichlich Gelegenheit, die Lücken seiner Bildung gewahren und ins Lächerliche ziehen zu lassen. Dies Alles verhinderte jedoch nicht, daß sich die Welt und nicht blos die seines Standes um ihn drängte. Die Macht seines kaufmännischen Kredites bewirkte den Glanz seines der Gesellschaft geöffneten Hauses, und wenn sich selbst finanzpolitische Größen und Staatsmänner an seinem Tische niederließen, so waren sie eingedenk, daß sie damit den früheren Schöpfer eines bedeutenden Industriezweiges ehrten.

Auch der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger hatte enge Beziehungen zu den kaufmännischen Kreisen. Denn sein Vater war selbst Besitzer eines Wechselhauses und war sehr geachtet, wenn auch keineswegs wegen namhaften Reichthums. Bruno, der älteste Sohn und das Lieblingskind seiner hochgebildeten Mutter war von erster Jugend an ästhetischen Neigungen und Studien zugewendet und mit gründlichem Widerstreben gegen den Stand seines Vaters erfüllt. Diesen betrübte es, gerade dasjenige seiner Kinder, das er für das am meisten befähigte hielt, nicht praktischen Geschäften zugethan zu sehen. Bruno wäre am liebsten Philolog oder Professor der Kunstgeschichte geworden und nur mit Mühe erreichte es der Vater, daß Bruno sich für die juridische Fakultät entschloß in Berücksichtigung künftigen Broderwerbes. Nach Erlangung des Doktorats widmete sich jedoch der junge Rechtsgelehrte nicht der Advokatur, wie sein Vater gewünscht hätte, sondern dem Staatsdienste und war bereits zum Assessor ernannt worden.

Er gehörte zu den unglücklichen jungen Männern, die bei völlig unzureichenden Mitteln den Wunsch nach dem Besitz der kostbarsten Lebensgüter für berechtigt halten, weil nicht Leichtsinn und Genußsucht sie dazu anregen, sondern ihre ganze Lebensauffassung und die leidenschaftliche Neigung, künstlerische Schönheit in alle Formen ihres Daseins zu bringen. Er versagte sich die mittelmäßigen Vergnügungen, die einem jungen schönen Mann in einer großen Hauptstadt so leicht zugänglich werden, weil er zu arm war, um sich den höchsten Freuden des geselligen Verkehrs in genügendem Maße und in der Weise eines Grand Seigneur hinzugeben. Keiner von den Kreisen, deren Mittelpunkt sehr schöne Schauspielerinnen von sehr untergeordnetem Talent und Künstler waren, die durch ihre Persönlichkeit das Aufsehen veranlassen, das sie durch ihre Werke nicht erregen, zählte ihn zu seinen Mitgliedern; ebenso wenig war er für die Unterhaltung in jenen reichen Häusern zu gewinnen, in welchen man, so zu sagen, nur in freien Stunden gebildet ist, wenn nämlich Geschäft und gesellige Pflichten die Zeit dazu lassen. Es hatte des ganzen Einflusses bedurft, den seine Mutter auf sein Gemüth übte, um ihn zu bestimmen, einen Abend bei Ulmenholz zu verbringen. In der That bestanden zwischen diesem und dem Hause Saldinger enge Beziehungen, weil Bruno's jüngerer Bruder, Alfred, im Komptoir des reichen Bankiers beschäftigt war und hoffen ließ, dort eine der ganzen Familie zu Gute kommende Karriere zurückzulegen. Alfred Saldinger war in demselben Maße dem Charakter nach ein treues Ebenbild seines Vaters, wie Bruno die Gemüthsbeschaffenheit seiner Mutter abspiegelte. Hatte dieser eine verhängnißvolle Hinneigung zum Ueberflüssigen und Unnützen, so zeigte Alfred durchaus Tüchtigkeit und praktische Entschlossenheit. Man brauchte seine kräftige, gedrungene Gestalt blos anzusehen, um überzeugt zu sein, daß er die besten Eigenschaften des Mannes,